

Daniel Krause



Freiheit unterm Ladentisch

Mein Leben als Punk
in der DDR

*Freiheit fängt mit der Bereitschaft an, sie anderen zu gewähren.
Dass ich diese Erkenntnis gewonnen habe, verdanke ich zwei
Menschen, die mir jeden Tag aufs Neue zeigen, wie das geht:
Monique und Lu. Euch widme ich dieses Buch. Danke, dass ihr
mich festhaltet und trotzdem frei sein lasst.*

Inhalt

Prolog

»Helden für einen Tag«..... 9

Vorglühen

Abenteuerspielplatz Kuglerstraße..... 17

Leidensgenosse Radeburg 22

Kosmos Kartoffelsteig: vier Schichten, ein ABV und
eine Freundschaft ohne Worte..... 24

Von schwimmenden Kaugummis und
fliegenden Milchtüten 32

Die Jahre im Ring 39

Auf die Zukunft! 43

Formel Eins der Kreuze und Streifen 49

Bückware, Fehltritte und Action aus der Dose 55

Ein Mann fällt aus, der andere spielt Scheibe..... 60

Durchdrehen

Pankow-Rhythmus..... 67

The Unforgettable Fire 73

Hilfe, die Schmutzels kommen!..... 78

Schnappschüsse aus einer Welt der halben Wahrheiten..... 84

Heuschrecken mit bunten Haaren 91

Abschiede und Erkenntnisse..... 101

Ein Universum namens Schmenkel	111
Ostsee-Trip.....	122
Ernst des Lebens trifft Wunderkammer	128
Die Mündigkeit der Unmündigen	140
Staub über der Punker-Wiese.....	147

Aufwachen

Lichtenberger Schmetterlinge.....	153
Balanceakte mit dem Boss	159
Absturz.....	164
»Sie sind verhaftet!«	166
Rummelsburger Lektionen	171
Verurteilt	182
»Und was machen wir jetzt?«	187

Nachwort

Auf die Freiheit!.....	197
------------------------	-----

Prolog

»Helden für einen Tag«

Es sollte der geilste Tag des Frühlings 1987 werden. Zwischenzeitlich war er es auch – bis die Volkspolizei mit ihren Knüppeln und Schlägern dazwischenfuhr und dem Gefühl von Unbesiegbarkeit, das mich durch meine Jugend als Ostberliner Punker getragen hatte, einen ewigen Dämpfer verpasste ...

Es war Pfingsten. Ich war 18. Mein erster Sommer als Volljähriger stand bevor. Für mich bedeutete das: Endlich durchdrehen, ohne dass mir irgendwer reinreden konnte. Ich war erwachsen. Mir hatte keiner mehr was zu sagen. Keine Regeln und keine Verbote, stattdessen Freiheit und Freundschaft ohne Ende. Nach Jahren des Suchens, Kämpfens und Aneckens hatte ich, der kleine Punker mit der Pumuckl-Frisur, endlich eine Ersatzfamilie aus gleichgesinnten Freunden gefunden, die mir das Gefühl gab, alles erreichen zu können, was ich wollte. Wenn Ralle, Wolle, Tippel, Wulzo und ich zusammen waren, konnte uns keiner aufhalten. Berlin war unser Revier, seine Regeln unser Spielzeug. Klar, da waren die Grenzen, die uns der DDR-Alltag an allen Ecken und Enden vor die Nase setzte, aber gegen diese Grenzen zu rebellieren war genau das, was uns im Innern antrieb und immer wieder zu Höchstform aufstachelte. Die Verachtung und das Unverständnis der DDR-Spießer waren für uns mehr Ansporn als Einschränkung. Dass uns der Wirt unserer Stammkneipe »Gambrinus« in die Soljanka spuckte und die Bauarbeiter aus unserer zweiten Stammkneipe, dem »Bürgereck«, uns als »Stinker«

beschimpften ... drauf geschissen. Wir waren nicht wie die und wir wollten es auch nicht werden. Für uns war jedes Zeichen der Ablehnung wie eine Bestätigung. Wir lachten uns jedes Mal halb tot über die Zusammenstöße mit den Stinos. Unter diesen Voraussetzungen versprach dieser Pfingstamstag extraspäßig zu werden. »Treptow in Flammen« stand an, ein riesiges Volksfest mit Rummel und Feuerwerk im Treptower Park. Da gingen alle hin, die Bonzen genauso wie die Normalos, die FDJ-Streber genauso wie wir, die Punks aus Pankow. Das Beste war aber, dass sich diesmal auch die Punker-Gruppen aus Buch, Treptow, Baumschulenweg und Glienicke angekündigt hatten. Ein großes Treffen der bunten Jungs und frechen Mädchen stand bevor. Ich fieberte diesem Tag schon seit Wochen entgegen.

Die Luft zitterte förmlich vor Spannung, als wir am Nachmittag aus der S-Bahn stiegen und Richtung »Zenner« tobten. Der »Zenner« war ein Ausflugslokal an der Spree, wo sich die Ostberliner Bevölkerung traf, um bei Bier und Eisbomben den Alltag hinter sich zu lassen. Gleich nebenan lag die Insel der Jugend, wo wir am Wochenende häufig feierten. Aber diesmal war irgendwie alles anders – größer, aufregender, unvorhersehbarer. Wir standen schon in Flammen, als der Treptower Park noch vor sich hinschlummerte.

Als wir mit unseren bunten Haaren, bemalten Lederjacken und ausgelatschten Stiefeln an der Biergartenterrasse des »Zenner« ankamen, ernteten wir sofort die ersten abschätzigen Blicke. Wir waren das gewohnt. Viele der Ausflügler, die sich hier den Bauch vollschlugen und ihr Bier süffelten, hatten so was wie uns noch nie gesehen. Offiziell gab es keine Punks in der Deutschen Demokratischen Republik. Genauso wie es dort offiziell keinen Smog, keine Armut und keine Arbeitslosigkeit gab. Das waren alles Phänomene, die nur im dekadenten Westen vorkamen, für den sich offiziell niemand interessierte. Das war die verzerrte Version der Realität, die das SED-Regime in Schulen, Zeitungen und dem DDR-Fernsehen zu vermitteln versuchte. Für alle, die daran glaubten, muss der Anblick unserer Anarcho-Truppe ein ziemlicher Kulturschock gewesen sein. Zumal wir sehr bald nicht mehr zu sechst waren. Immer mehr Punker sammelten sich um uns

herum. Viele von ihnen kannte ich nur flüchtig aus der »Partythek«, dem »Schmenkel-Club« oder von Partys im Jugendtreff am Baumschulenweg, andere hatte ich noch nie gesehen. Trotzdem verband mich mit jedem Einzelnen ein großes, überwältigendes Gefühl von Einigkeit. Das Kribbeln in meinem Bauch wurde immer stärker. Der geilste Tag des Frühlings schien zu halten, was er versprochen hatte.

Am frühen Abend war unsere Gruppe auf knapp Hundert Leute angewachsen, die sich auf der »Zenner«-Terrasse und im Park daneben tummelten. Es war der Wahnsinn. Noch nie hatte ich so viele Punker auf einen Haufen gesehen. Es wurde gesungen, gesoffen, gefeiert und um Berge aus Bierflaschen herumgepogt, dass es die pure Freude war. Ich selbst lag mit Tippel und Wolle in der Wiese und versank in den großen dunklen Augen der kleinen Tilli. Bis jetzt hatte ich die Punkerschönheit mit der langen schwarzen Mähne und dem herzerweichenden Blick nur im »Schmenkel-Club« aus der Ferne angeschmachtet, ohne mich zu trauen, sie anzusprechen. Doch jetzt saß sie mir direkt gegenüber, hielt mir eine Flasche Berliner Luft entgegen und sagte mit einem hinreißenden Lächeln: »Hier, trink!«

Als der süße, klebrige Pfefferminzlikör meine Kehle hinunterrann und ich die Flasche an Wolle weiterreichte, fühlte ich mich wie im siebten Himmel. Hier lag ich, inmitten einer Armee von Lederjacken-Typen mit bunten Haaren, während das schönste Mädchen der Welt mir sprichwörtlich schöne Augen machte. Konnte es besser kommen? Nie im Leben. Ich war unangreifbar, ich war besoffen, ich war verliebt. Wenn es so etwas wie einen perfekten Moment gab, dann fand er genau hier und jetzt statt. Ich wollte nirgendwo anders auf der Welt sein. Na gut, vielleicht ein paar Zentimeter weiter vorne. Direkt in Tillis Armen. Aber wenn sie so weiterlächelte, war der Weg bis dorthin gar nicht mehr besonders weit. Das Universum meinte es heute offenbar so richtig gut mit mir.

Doch dann: Peng! Während mein Blick noch verzückt auf Tillis geschwungenen Lippen hin und herschaukelte, erklang aus der Menge auf einmal der schneidende Ruf: »Komm, Krause, hoch mit dir, wir müssen los.«

»Los«? »Komm«? Nix da. Ich war im siebten Himmel, und dort würde ich auch bleiben. Als ich widerwillig meinen Blick von Tillis Mund löste und hochguckte, sah ich durch das Meer aus bemalten Lederjacken und hochtoupierten Frisuren Ralle auf mich zurasen. Seine Haare standen noch mehr zu Berge als sonst und sein Blick wirkte wie paralytisch. Er schien völlig außer sich zu sein. Im nächsten Moment hatte er mich am Kragen gepackt und versuchte, mich hochzuziehen.

»Nun gib endlich mal Gas, Alter«, motzte er mich an.

»Gas geben?« Ich liebte Ralle. Er war es, dem ich meinen Platz in unserer kleinen Punker-Familie verdankte, und er war es, aus dessen Zimmer wir fast jeden Samstag mit ein paar Bier und wilden Plänen im Kopf zu unseren Entdeckungstouren in den Berliner Wochenendschungel aufbrachen. In diesem Moment hätte ich ihn allerdings am liebsten auf den Mond geschossen. »Warum denn Gas geben? Fängt doch gerade erst an, lustig zu werden.«

Beim letzten Satz zwinkerte ich Tilli verschwörerisch zu, doch der Annäherungsversuch verpuffte. Während Ralle weiter wie ein Besessener an meiner Jacke zerrte, sagte er den Satz, der meinen siebten Himmel von einem Moment auf den anderen in den Hintergrund treten ließ: »Alter, wir müssen zum Brandenburger Tor. Bowie spielt da. Für die Fans im Osten. Echt jetzt, ich hab's im Westradio gehört.«

Der Name Bowie änderte alles. Neben The Cure, Depeche Mode und U2 war David Bowie schon seit Jahren der Held meiner Samstagnachmittage. Er war zwar kein richtiger Punk, aber eine absolute Stilikon. Seine Musikvideos, die ich etwas krisselig, aber dafür mit größter Aufmerksamkeit im Westfernsehen bei *Formel Eins* verfolgte, hauten mich regelmäßig aus den Socken. Ich hätte sonst was drum gegeben, den Mann einmal live auf der Bühne zu erleben. Gleichzeitig war mir klar, dass das nie passieren würde. Künstler aus dem Westen gaben im Osten keine Konzerte. Auch sie gehörten zu den dekadenten Phänomenen, für die man sich in der DDR offiziell nicht zu interessieren hatte. Dass sie auf Jugendliche wie uns damit eine umso größere Faszination ausübten, war der logische, aber unerwünschte Nebeneffekt der SED-Abschottung. Man kann sich also vorstellen, was für ein Strom-

stoß mir bei Ralles Worten durch den Körper jagte. Was hatte er gesagt? »Bowie spielt da. Für die Fans im Osten.« Allein die Vorstellung, dass ein West-Star von Bowies Format unsere Existenz im Schatten der Berliner Mauer auf dem Zettel hatte, verursachte Gänsehaut. Im Nullkommanix war ich auf den Beinen, stolperte Ralle hinterher und riss gleichzeitig Wolle, Tippel und Wulzo mit.

»Wie jetzt, Bowie spielt am Brandenburger Tor?«

»Die machen heute hinter der Mauer ein Riesenkonzert«, erklärte Ralle, während wir durch die Menge pflüchten. »Die Westler haben die Bühne extra Richtung Osten gebaut, damit wir mithören können.«

Ein Konzert im Westen, bei dem die Bühne Richtung Osten gebaut war? Das klang ziemlich unglaublich, aber das spielte in diesem Moment keine Rolle. Die Möglichkeit, dass es so sein könnte, reichte, um uns dermaßen zu elektrisieren, dass wir wie die Verrückten zur S-Bahn hetzten. Einige unserer Treptow-in-Flammen-Kumpels bekamen den Aufruhr mit und schlossen sich uns an, sodass sich nach der Fahrt eine ganze Horde von Punks auf den S-Bahn-Bahnsteig an der Friedrichstraße ergoss. Hier war die Welt für uns normalerweise zu Ende, denn hier verlief die Mauer. Am Grenzübergang Friedrichstraße konnten zwar Westler mit Tagesvisum in den Osten einreisen, aber umgekehrt durften die wenigsten Ostler ausreisen. Nur Rentnern, SED-Bonzen und ihren Günstlingen waren Ausflüge in den Westen gestattet. Endstationsorte wie der Bahnhof Friedrichstraße waren normalerweise eine unweigerliche Erinnerung daran, wie eingesperrt und begrenzt wir in der DDR lebten, doch in diesem Moment wischten Spannung und Vorfreude solche Gedanken beiseite. Unsere Lederjacken-Armee jagte die Treppen runter, als gelte es, die Welt zu erobern. Ein bisschen war es ja auch so. Wir waren hier, um zu hören, wie David Bowie für uns sang. In meinen Augen war das ziemlich weltbewegend.

Es muss ein beeindruckender Anblick gewesen sein, wie unser Punker-Pulk die Friedrichstraße hinunter Richtung Unter den Linden trabte. Doch der Anblick, der uns erwartete, als wir am Brandenburger Tor um die Ecke bogen, war noch beeindruckender. Eine riesige Menschenmasse hatte sich auf der Straße versammelt. Während von

Westen her aus relativ weiter Entfernung leise Musik über die Mauer tönte, lauschten, tanzten und lachten die Menschen auf der Ostseite, als wären sie bei einem richtigen Konzert. Es herrschte eine lockere, brüderliche Stimmung, wie ich sie im Alltag sonst nur im Kreis meiner Freunde wahrnahm. Niemand hier wirkte argwöhnisch, gebieterisch oder aggressiv. Alle schienen nur gekommen zu sein, um in die Musik einzutauchen und gemeinsam den Moment zu feiern. Während wir uns durch die Menge nach vorne Richtung Brandenburger Tor drängten, erfüllte mich eine erhebende, fast unwirkliche Stimmung, ein beflügelndes Gefühl von Harmonie, Frieden und Grenzenlosigkeit. Ob sich so Freiheit anfühlte?

Rückblickend glaube ich tatsächlich, dass ich an diesem Abend zum ersten Mal eine Ahnung davon bekam, was Freiheit ist. Ich hatte meine gesamte Jugend damit verbracht, mir Freiräume zu erkämpfen, gegen Wände anzurennen und von der großen Freiheit zu träumen. Trotzdem war es mir weder mental noch physisch gelungen, die Grenzen, die mich umgaben, vollständig zu sprengen. Das lag auch daran, dass diese Grenzen von meinen Mitmenschen mitbestimmt wurden. Wie soll man sich in einer Gesellschaft frei fühlen, deren Mitglieder sich verstecken, wegducken, bespitzeln und sich selbst zur Unfreiheit verdammten? Ich glaube, das geht gar nicht. Aber hier, am Brandenburger Tor, in der friedlich tanzenden Menge versteckte sich keiner. Hunderte, vielleicht Tausende von Ostlern waren zu einem Konzert gekommen, das die Westler jenseits der Mauer veranstalteten. Von geheucheltem Desinteresse an den »dekadenten Phänomenen« aus dem Westen war hier nichts zu spüren. War das der Anfang eines Befreiungsschlages? Ein friedliches Auflehnen gegen die verzerrte Realität der SED? Oder vielleicht sogar der Anfang des Einreißens der Mauer?

So war es in der Tat. Bis mir das endgültig klar wurde, verging aber noch eine Stunde. In dieser Stunde verlor sich unsere Punkergang immer mehr in der Menge, sodass am Ende nur der harte Kern an der Grenzabspernung beieinander stand: Ralle, Wolle, Tippel, Wulzo und ich. Wir stellten fest, dass die Bühne nicht westlich des Brandenburger Tors, sondern am Reichstag stand. Sie war auch nicht nach Osten aus-

gerichtet, sondern nur sehr nah an die Mauer gebaut. Aber das reichte, um die Musik und die Ansagen der Künstler auf unserer Seite zu hören. So vernahmen wir irgendwann tatsächlich die Stimme von David Bowie. Als er »China Girl« sang, schloss ich die Augen und driftete weg. Als er in einer Zwischenansage die Menschen in Ostberlin grüßte, sahen meine Freunde und ich uns ungläubig an und waren nicht sicher, ob wir das alles nur träumten. Und als er bei »Heroes« ein paar Worte auf Deutsch sang, drückte er damit haargenau das aus, was wir in diesem Moment fühlten: »Dann sind wir Helden für einen Tag.«

Diese Textzeile ist das Letzte, was mir von der friedlichen und freiheitlichen Stimmung dieser Nacht in Erinnerung geblieben ist. Danach wurde es auf einmal unruhig in der Menge. Vereinzelt erklangen Sprechchöre. Zum ersten Mal in meinem Leben hörte ich den Ruf »Die Mauer muss weg«. War es jetzt so weit? Würden wir die Mauer mit Schreien niederreißen? Egal. Wir brüllten einfach mit. Allerdings nur kurz. Dann stürmten aus den Seitenstraßen auf einmal wütende Ordnungshüter hervor. Sie waren in zivil, aber ihr Verhalten ließ keinen Zweifel daran, dass sie im Auftrag der Stasi handelten. In Dreier- und Vierergruppen pflügte sie durch die Menge, schnappten sich wahllos irgendwelche Leute und zertraten sie weg in die Seitenstraßen. Währenddessen rückten unablässig weitere Zivilbullen nach. Sie gingen die friedlichen Konzertbesucher hart an, versetzten ihnen Tritte und schleiften sie über den Bürgersteig. Anfangs waren wir total überumpelt von der plötzlichen Attacke. Erst allmählich regte sich Widerstand. Leute fingen an zu pfeifen und zu protestieren. Einige rannten weg, Opfer wehrten sich, andere versuchten, die Zivilbullen aufzuhalten. Auch ich tat mein Bestes, um die Angreifer abzuwehren, allerdings ohne großen Erfolg. Es waren einfach zu viele.

Aus Gedränge und Geschubse wurde in Sekundenschnelle rohe Gewalt. Ein Mann, der sich schützend vor seine Freundin stellte, wurde niedergeprügelt, bis er am Kopf blutete, während die Freundin gnadenlos mitgenommen wurde. Leute wurden in den Schwitzkasten genommen, im Polizeigriff abgeführt und zu Boden getreten, wahllos droschen die Schläger mit Knüppeln in die Menge. Das Gelände, auf

dem eben noch friedlich gesungen und gefeiert worden war, war zum Schlachtfeld geworden. Die Schläge und Tritte wurden stetig brutaler, die Situation immer unübersichtlicher.

Auf einmal fing Ralle, der minutenlang wie erstarrt dagestanden hatte, laut an zu schreien. Noch nie hatte ich ihn so schreien hören, voller Angst und Entsetzen. In seinem Blick flackerte die pure Verzweiflung. Zusätzlich schlug und trat er um sich wie ein Irrer. Seine Panik war ansteckend. Bald standen wir anderen neben ihm und machten mit. Während die Welt um uns herum in Gewalt, Chaos und kopflosem Durcheinander versank, standen wir in der Menge und schrien uns die Seele aus dem Leib. Der geilste Tag des Frühlings 1987 endete in blankem Horror und mein erstes Gefühl von Grenzenlosigkeit mit einer gewaltsamen Bestätigung dessen, was mir unterbewusst schon seit meiner Kindheit klar war: Dass mein unbändiges Bedürfnis nach Freiheit in diesem Land nur ins Verderben führen konnte.